

Leitartikel

Frank Richter Von Sünde reden – ein persönlicher Versuch

Mit dem folgenden Leitartikel stellt sich Frank Richter, Pfarrer und Diözesanjugendseelsorger in Dresden, unseren Lesern als neues Redaktionsmitglied vor. Wir freuen uns, daß wir mit ihm einen jungen Priester aus einem der Neuen Bundesländer Deutschlands in unsere Redaktion aufnehmen konnten. Das zweite neue Redaktionsmitglied ist, ebenfalls seit Beginn dieses Jahres, Dr. Markus Schlagnitweit, Kaplan in einer Welser Pfarre. Die beiden treten an die Stelle der drei Redaktionsmitglieder Günter Biemer, Bernhard Honsel und Wilhelm Zauner, die nach ihrer Pensionierung in ihrem Hauptberuf aus der Redaktion ausgeschieden sind.

red

Innerhalb weniger Stunden, nämlich in der Nacht des 9. November 1989, ist die Welt für mich hundertmal größer geworden, als sie vorher war. Über Nacht wurde ich vom gelernten DDR-Bürger zum ungelerten Welt-Bürger. Dies begriff ich erst nach und nach. Aufgewachsen war ich (Jahrgang 1960) im Bewußtsein, daß ich nach dem Erreichen meines Rentenalters im Jahre 2025 erstmals würde nach Westdeutschland fahren können. Bis dahin hätte ich geduldig und still abzuwarten in den engen Grenzen einer abgetrennten „Welt“, die sich (und mit sich auch mich) hoffentlich noch nicht völlig ruiniert haben würde. Die dankbar entgegengenommenen 100 DM Begrüßungsgeld gleich hinter dem einerseits aufgestoßenen, andererseits geöffneten Eingangstor zur „schönen neuen Welt“ sprengten symbolträchtig die ersten Ketten gefangengehaltener konsumtiver Bedürfnisse. Die erste weitere Reise nach dem „Westen“ führte mich in den Süden: Rom, die „Ewige Stadt“; ein Traum wurde so schnell Wirklichkeit, wie ich es bisher nur aus schlechten Märchenfilmen kannte. Zu Hause in Dresden forderten die Montagsdemonstranten inzwischen „Visafrei bis nach Hawaii!“. Sie wollten auf „Nummer sicher“ gehen, sich keine Beschränkung mehr auferlegen lassen. Sie wollten „alles – und zwar sofort!“.

Dies alles war allzu verständlich. Es war (Menschen-) Recht. Es war in günstiger weltpolitischer Stunde durchsetzbar. Es war Glück. Es lehrte manchen stillen Zeitgenossen das Singen und trieb manchem, der in der Gefangenschaft hart geworden war, Freudentränen in die Augen. Wie gesagt: Über Nacht wurde die Welt hundertmal größer; doch was das bedeutete, war (Gotþ sei Dank) nur

nach und nach zu begreifen. Daß eine hundertmal größere Welt, die mir nun in hundertmal größerer Weite und Freiheit zu Füßen lag (übrigens: eine Freiheit, die sich nicht nur außen, sondern auch innen, im Lande der DDR, das ich erstmals als das eigene wahrnahm, eröffnete), mich irgendwann auch einmal mit hundertmal größerer Verantwortung konfrontieren würde, konnte ich erst nach und nach begreifen.

Daß diesem plötzlichen Vorgang der Überwindung des bisher Trennenden jegliche Pädagogik fehlte, und daß er sich keineswegs nur in ost-westlicher, sondern ebenso in west-östlicher und nord-südlicher Richtung und in gewisser Hinsicht gnadenlos schnell und radikal vollzog, sei hier nur am Rande erwähnt.

Ich konvertierte eben nicht nur mein Geld zu einem ökonomisch waghalsigen Umtauschsatz; ich tauschte eine scheinbare, zum damaligen Zeitpunkt bereits bewußt erlogene und entlarvte, unter Quarantäne gehaltene Sicherheit ein gegen eine wirkliche, un abgeschlossene Unsicherheit, die mich ebenso in eine unüberschaubare große Verantwortung aussetzte, wie sie mir bisher ungeahnte Freiheiten gewährte.

„Zurück zu den (sicheren) Fleischtöpfen Ägyptens!“ – so hört man heute, sechs Jahre danach, vielerorts im Osten und im Westen. So berichtete beispielsweise ein Dresdner Lokalzeitung am 15. Januar 1996, ein westdeutscher Ministerpräsident hätte öffentlich geäußert, „wir können die ja schließlich nicht an Polen abtreten“ und „manchmal wünscht man den Südkoreanern eine Wiedervereinigung mit dem Norden, damit die auf den Weltmärkten etwas schwächer werden“.

Was haben diese politischen Beobachtungen mit dem Nachdenken über Sünde zu tun? Inwiefern läßt sich die schwierige Überwindung der politischen, wirtschaftlichen, kulturellen und mentalen Trennung der beiden deutschen Staaten als Vergleich heranziehen für die Überwindung der Sünde im Sinne geistiger und geistlicher Trennung?

Überbrückbare Trennung

Als ich vor längerer Zeit meinen Wohnsitz in Stralsund hatte und fast täglich einen Fußweg am Sund zu absolvieren hatte, der die Stadt von der gegenüberliegenden Insel trennt, kam mir der (etymologisch leider nicht zu untermauernde) Gedanke, der Sund bewirke topografisch das gleiche wie die Sünde spirituell: überbrückbare Trennung. (Für alle Ortsunkundigen sei erklärend hinzugefügt: Der Strela-Sund ist eine mit bloßem Auge überschaubare und durch eine Brücke überwundene Meerenge der Ostsee, die das Festland von der Insel Rügen trennt.)

Will man sich auf diesen Gedanken einlassen, stößt man natürlich sofort auf den Unterschied, der in der Freiwilligkeit und Fähigkeit des Sünders liegt, das Trennende zu bewirken oder zu bewahren. Man stößt außerdem auf die Frage, wie denn Sünde zu überbrücken bzw. zu überwinden sei. Und natürlich kommt der Vergleich rasch an seine Grenzen; doch meine These lautet: Sünde im Sinne eines solchen vergleichenden Gedankens ist die Weigerung des Sünders, das zu überbrücken, was ihn von anderen, von Gott und deshalb in gewisser Weise auch von sich selbst trennt. Sie ist die Weigerung, sich das Interesse und die Perspektive des anderen bzw. Gottes zu eigen zu machen und sich davon beanspruchen zu lassen. Sie rührt daher, daß der Sünder die Infragestellung und Veränderung seiner Position scheut, weil er deren (scheinbare) Sicherheit nicht aufzugeben gewillt ist. Möglicherweise verweigert er ja schon die Erweiterung seines Wahrnehmungshorizontes, durch die der andere, das andere oder auch Gott deutlicher als bisher in seiner Wirklichkeit und seinem Anspruch an ihn hervortreten könnte, unterläßt m. a. W. die Schärfung seines Gewissens, sündigt zunächst „nur“ in unterlassenen Gedanken. Dies wäre umso verständlicher, je weiter und komplexer sich ein neuer Wahrnehmungshorizont andeutet oder schon vor ihm eröffnet, je größer und komplexer demzufolge auch die auf ihn zukommenden Infragestellungen und Veränderungen ausfallen würden. Sie bliebe dennoch eine Sünde, eine Sünde weniger im Sinne der Übertretung eines Verbotes als im Sinne der Weigerung gebotener geistiger und geistlicher Wahrnehmungserweiterung. Dieser Sünde in Gedanken folgt die Sünde in der Tat, in jeder Tat, in der der Sünder in Worten und Werken andere und Gott „exkommuniziert“ (wobei freilich diese Exkommunikation letztlich auf ihn selbst zurückfällt).

Oder ist es umgekehrt?

Oder ist es ein verhängnisvolles Wechselspiel, der Teufelskreis des Hochmuts, der sich selbst zu genügen glaubt, sich darin immer wieder neu zu bestätigen sucht und aus dieser Selbstbestätigung seine fragwürdige Selbstgenügsamkeit begründet?

Mögliche

Mißverständnisse

An dieser Stelle sind einige mögliche Mißverständnisse auszuräumen. Sünde im eben beschriebenen Sinne meint nicht eine Situation, in der ein Mensch das ihn von anderen oder von anderem Trennende um der eigenen Identität willen bewahren muß oder zu bewahren müssen meint. In ihrer Überwindung geht es auch gerade nicht darum, das eigene um des anderen willen gering zu achten, zu unterdrücken, zu verraten oder gar auszulöschen,

vielmehr darum, es in der Öffnung auf den anderen hin mit dessen Interesse und dessen Perspektive zu bereichern und zu erneuern. Es geht des weiteren auch nicht darum, in falsch verstandener christlicher Nächstenliebe nun einfach noch mehr für andere zu tun, als man ohnehin schon für sie tut. (Unter Umständen könnte es bedeuten, anderen um der Entfaltung ihrer eigenen Identität willen weniger anzutun als bisher.) Gemeint ist schließlich auch nicht der Versuch, gezogene Trennungslinien gewaltsam auszuradieren oder Unterschiede zu nivellieren. Gemeint ist – sagen wir es einmal anders – Sünde im Sinne geistiger und geistlicher Wachstumsverweigerung, also keineswegs ein intellektuelles, sondern ein moralisches Problem.

Trifft es das Wort von Max Frisch?:

„Unsere Meinung, daß wir den anderen kennen, ist das Ende der Liebe, jedesmal, aber Ursache und Wirkung liegen vielleicht anders, als wir anzunehmen versucht sind – und nicht, weil wir den anderen kennen, geht unsere Liebe zu Ende, sondern umgekehrt: Weil unsere Liebe zu Ende geht, weil ihre Kraft sich erschöpft hat, darum ist der Mensch fertig für uns. Er muß es sein. Wir können nicht mehr! Wir kündigen ihm die Bereitschaft, auf weitere Verwandlungen einzugehen.

Wir verweigern ihm den Anspruch alles Lebendigen, das unfafbar bleibt, und zugleich sind wir verwundert und enttäuscht, daß unser Verhältnis nicht mehr lebendig ist. ‚Du bist nicht‘, sagt der Enttäuschte oder die Enttäuschte, ‚wofür ich dich gehalten habe‘. Und wofür hat man sich denn gehalten? Für ein Geheimnis, das der Mensch ja immer ist, ein erregendes Rätsel, das auszuhalten wir müde geworden sind. Man macht sich ein Bildnis. Das ist das Lieblose, der Verrat.“

Wenn sich die christlichen Konfessionen theologisch nicht mehr aufeinander zubewegen (sofern Konfessionen dies können), sondern im Ressentiment verharren, begehen sie in diesem Sinne eine Sünde.

Wenn sich Ökonomen, Sozialarbeiter und Ökologen gegenseitig (theoretisch und praktisch) exkommunizieren und somit die Politik lahmlegen, die für die jetzige und für die nachfolgende Generation zu sorgen hat, begehen sie in diesem Sinne eine Sünde.

Wenn Theologen verhindern, daß der Glaube immer wieder aufs neue zur Sprache kommt, weil sie den Gläubigen (und den scheinbar Ungläubigen) nicht mehr zuhören, sondern sich darauf beschränken, sie andauernd in der ihnen eigenen Sprache zu besprechen, begehen sie in diesem Sinne eine Sünde.

Zur theologischen
Begründung des
Sündenverständnisses

Wie ist ein Sündenverständnis in diesem Sinne theologisch zu begründen? Wie ist Sünde in diesem Sinne zu überwinden?

Der Leser möge mir verzeihen, daß ich, der seine theologischen Studien schon lange absolviert hat, meine Gedanken dazu nur andeuten kann. In seinem ersten Brief an die Korinther, in dem es Paulus um den Aufbau der Gemeinde und um die Abwehr von Spaltungen geht, spricht er davon, daß der Geist Gottes einem jeden seine Gaben gegeben habe, damit sie allen nützen. Sein Bild von der Gemeinde ist ein lebendig-organisches. Es kommt ihm darauf an, das Trennende zu überwinden auf eine lebendige Einheit hin, die in Jesus Christus gegeben ist, der die Trennung von Gott, den Graben der Sünde und des Todes überwunden hat. Gott, der „alles in allem bewirkt“ (1 Kor 12,6), soll dadurch am Ende „über alles in allem herrschen“ (1 Kor 15,28). Folglich ist die Brücke über alles Trennende hinweg zu den anderen und zu Gott nicht von Menschenhand zu errichten. Sie ist bereits von Gott errichtet und von uns gläubig und vertrauensvoll zu betreten. Diese Erkenntnis und Überwindung der Sünde in diesem Sinne ist demnach ganz an die Gemeinde gebunden, die sich selbst als Gestalt und Dienerin der Einheit in Jesus Christus versteht. Ihn hat Gott gesandt, um das von ihm Trennende und die Menschen voneinander Trennende zu überwinden. Durch das Geschenk des Geistes, der keine Grenzen kennt, eröffnen sich in Christus der Gemeinde der Gläubigen die Perspektive und das Interesse Gottes. In ihm, der sich auch an den Sündern nicht versündigt hat, *handeln* wir gegen die Trennung in der Welt und in der Kirche und *leiden* an ihnen. In ihm schöpfen wir die *Hoffnung*, sie zu überwinden.

Nach der politischen Vereinigung der beiden deutschen Staaten gab es in meiner Umgebung manchen, der der Hoffnung Ausdruck gab: Wenn dieses Wunder geschehen ist, dann dürfen wir auch auf die baldige Einheit der Kirche hoffen.